

Synode nach regionalen Gesichtspunkten gebildeten Synodenrat zukommen.

Zum anderen geht der Blick jedoch vor allem nach Afrika selbst. Entscheidendes wird davon abhängen, ob es mit den Erfahrungen der Synode im Rücken gelingt, den Süd-Süd-Dialog neu in Afrika anzukurbeln und die bestehenden gesamtafrikanischen kirchlichen Strukturen im Rahmen von SECAM, dem Symposium der Bischofskonferenzen von Afrika und Madagaskar, wie auf der Synode vielfach gefordert, auszubauen und zu stärken, damit das, was nun im

Rahmen der Synode begonnen wurde, in afrikanischer Regie kontinuierlich weiter betrieben wird. Angesichts der Unterschiede innerhalb Afrikas, die manchen Synodenteilnehmern gerade in Rom wieder so richtig bewußt wurden, wird man sich dies nicht zu einfach vorstellen dürfen. Schwierig wird es obendrein auch deshalb werden, weil die Stärkung einer regionalen Struktur wie der SECAM – die einschlägigen Erfahrungen aus Lateinamerika und Europa lassen nichts Besseres erhoffen – auf sonderliche Unterstützung aus Rom kaum wird rechnen können.

Klaus Nientiedt

Krieger, Könige und verlorene Söhne

Neuerscheinungen zum Thema „Mann“

Lange Zeit schien es, als wollten Männer auf ihre frauenbewegte Infragestellung nur mit Schweigen oder defensiven Strategien reagieren. Wenn auch immer noch recht zögerlich, wird in den letzten Jahren jedoch mehr und mehr auch „Männlichkeit“ zum Medienthema, veranstalten Akademien und Bildungshäuser „Männertagungen und -seminare“, entstehen Männertherapiegruppen. Seit einigen Jahren wächst auch der Markt der „Männerbücher“. Was dort verhandelt wird, soll anhand einiger Neuerscheinungen der letzten zwei Jahre im folgenden skizziert werden.

Zwar nehmen sie bisher meist immer noch nur eine kleine Ecke der Buchhandlungen für sich in Anspruch, aber es gibt sie immerhin, und es werden immer mehr: „Männer“-Bücher, die nicht nur von Männern geschrieben oder vorzugsweise konsumiert, sondern in denen der Mann und seine Männlichkeit selbst verhandelt werden. Freilich nimmt sich ihre Zahl insgesamt immer noch bescheiden aus gegenüber der kaum zu überschauenden Flut an „Frauen“-Literatur mit ihren vielfältigen Facetten.

Dennoch: Zwei „Klassiker“ unter den Männerbüchern, der „Eisenhans“ des amerikanischen Poeten Robert Bly und „Feuer im Bauch“ des Philosophen Sam Keen konnten Bestsellerlisten erobern. Der Rowohlt Verlag leistet sich eine eigene Reihe „rororo Mann“, der Kösel Verlag hat eine Männerreihe und auch in der Taschenbuchreihe „Spektrum“ des Verlages Herder sind mehrere einschlägige Titel erschienen. Für den Einsteiger in Sachen Männer werden bereits Textsammlungen im Taschenbuchformat angeboten; etwa das von Hermann Bullinger herausgegebene „Männer erwachen“ (Herder Spektrum) oder die im Deutschen Taschenbuchverlag erschienenen zwei Bände „MannsBilder“, einmal von weiblicher Feder, einmal von männlicher.

Hinter Titeln wie „Die Helden sind müde“, „Der verlassene Mann“, „Der sprachlose Mann“ oder „Männer lassen Federn“ scheint sich ein trauriges Bild zu verbergen: Der Mann des zu Ende gehenden Jahrtausends im tiefen Selbstzweifel, gezaust und gebeutelt im eisigen Wind der Frauenbewegung. Wie tief die Verletzungen einstiger Herrlichkeit reichen mögen, läßt ein Titel wie „Das letzte Zipfelchen der Macht“ erahnen, ein Produkt weiblicher Häme selbstredend. Der übers Regal schweifende Blick wird daher verständnisvoll an dem eher trotzig klingenden „Und wer befreit die Männer“ oder „Auch Männer wollen aufrecht gehen“ hängen bleiben – der Mann ist schließlich auch Opfer der Verhältnisse.

Sollte angesichts eines schon bedrohten „aufrechten Ganges“ die Aufforderung in einem Titel des Berliner Soziologen und wohl bekanntesten deutschen Männerforschers, Walter Hollstein, bereits überholt sein „Machen Sie Platz, mein Herr! Teilen statt herrschen“ (Rowohlt, Hamburg 1992)? Wohl kaum, denn die Situation ist widersprüchlich. Zwar ist, hier scheinen die Männerbuch-Autoren einig, das traditionelle männliche Selbstverständnis ziemlich angekratzt, werden selbstverständliche Rollen, Positionen und Privilegien hinterfragt. Verantwortlich, so Hollstein (S. 52), seien dafür im wesentlichen drei gesellschaftliche Entwicklungen: Das ökologische Debakel und die nukleare Bedrohung dokumentierten überdeutlich den Bankrott des „männlichen“ Welt- und Technikverständnisses. Die Frauenbewegung verlange unüberhörbar die Hälfte der Welt, und immer mehr Männer be-

„Die Helden sind müde“

Bei einem ersten flüchtigen Blick über die Buchrücken in der Männerecke mag sich zunächst spontanes Mitleid regen.

gängen selbst an ihren Rollen, unter ihren Funktionen, die sie gesellschaftlich erfüllen müssen, zu leiden.

Diesem Leidensdruck und durchaus bemerkbaren Bewußtseinsänderungen – die auch von Frauen den Männern zugestanden werden – steht jedoch eine empirisch vielfach belegte *Hartnäckigkeit* gegenüber, gilt es im konkreten Alltag Bastionen männlicher Herrschaft zu räumen. Eine akribische Zusammenstellung der Indizien männlicher Dickfelligkeit in Berufswelt wie im privaten Bereich hat die Journalistin *Claudia Pinl* vorgelegt, eingepackt in deftige Polemik und vielsagend betitelt „Das faule Geschlecht“ (Eichborn, Frankfurt a. M. 1994). Frommen Absichtserklärungen und der Akzeptanz eines veränderten weiblichen Selbstverständnisses auf abstrakter Ebene stehen die Fakten des Alltags gegenüber: Dreiviertel der voll-erwerbstätigen Ehefrauen erledigen die Hausarbeit überwiegend alleine; die Pflege von alten, kranken oder sonstwie hilfsbedürftigen Angehörigen ist Frauensache; 99 Prozent der „Erziehungsur-lauber“ (Karriereabbruch inklusive) sind Frauen, bei den Teilzeitarbeitenden beträgt ihr Anteil 92 Prozent ...

Der amerikanische Publizist *Anthony Astrachan* hat 1986 eine Studie über die (oftmals gewalttätigen) Abwehrstrategien vorgelegt, mit denen sich „mann“ gegen die Infragestellungen und Partizipationsansprüchen der Frauen zu immunisieren versucht; wertvoll ist dabei die Differenzierung nach Schichtzugehörigkeit, Alter und Beruf. („Wie Männer fühlen. Ihre Reaktion auf die emanzipierte Frau“, Kösel, München 1992.) Vielfältige Unsicherheiten und Ängste, sowie eine prekäre Geschlechtsidentität verhinderten meist den Verzicht auf angestammte Machtpositionen. Das größte Veränderungspotential hin auf ein demokratisches Geschlechterverhältnis verortet Astrachan dabei in den Mittelschichten, äußert pessimistisch stimmen ihn dagegen Interviews mit Vertretern der Oberschicht. Insgesamt, schätzte er, seien 35 Prozent der US-amerikanischen Männer bereit, Privilegien abzugeben und Machtpositionen zu räumen und dafür Pflichten in Haushalt und Kindererziehung zu übernehmen. In seinem Vorwort für die deutsche Ausgabe der Studie korrigiert Hollstein diese Zahl für die neunziger Jahre auf fünf bis zehn Prozent herunter. Dies entspreche auch etwa den Ergebnissen deutscher Untersuchungen.

Die Krise der Männlichkeit

Frauen forderten nicht nur die Hälfte der Macht, „sondern entlarven gleichzeitig die wahre Machtlosigkeit der Männer, jene Schwäche, die die meisten Männer verbergen, indem sie sich mit den wenigen, weitgehend männlichen Mächtigen identifizieren“, lautet die Diagnose Astrachans. Worin zeigt sich aber nun konkret jene männliche Machtlosigkeit und krisenhafte Männlichkeit, die Männer bewegt, Therapiegruppen aufzusuchen, und Therapeuten, darüber Bücher zu schreiben (denn die meisten Bücher stammen direkt aus der Praxis von Männergruppen, mithin aus den leidvollen Erfah-

rungen derer, die mit ihrer Vorstellung von Männlichkeit schon „auf die Nase gefallen sind“)?

Hollstein greift hierfür auf die Forschungen von *James M. O'Neil* zurück, der auf der Grundlage medizinischer, psychologischer und sozialmedizinischer Forschungsergebnisse die verschiedenen – in allen Männerbüchern immer wieder angeführten Krisensymptome – in sechs verschiedenen Risikobereichen zu systematisieren versuchte. (vgl. Walter Hollstein, „Der Kampf der Geschlechter. Frauen und Männer im Streit um Liebe und Macht und wie sie sich verständigen könnten“, Kösel, München 1993, 249 f.):

Erstens führe ein eingeschränktes Gefühlsleben dazu, daß Männer Schwierigkeiten hätten, sich emotional frei und offen auszudrücken. Aus der unterdrückten Emotionalität aber entstünden Verärgerung, Frustration, Feindseligkeit und Wut, die sich – aufgestaut – nicht selten in Aggressivität und Gewalt entladen würden.

„Im Tiefschlaf der Gefühle“ hat beispielsweise auch der Familientherapeut *Robert S. Pasick* sein Buch betitelt, das aus konkreter Therapiepraxis heraus entstanden ist (Herder, Freiburg – Basel – Wien 1993). Das hervorstechendste Merkmal dieses Tiefschlafs der Gefühle sei ein Leben, das aus dem Gleichgewicht geraten sei, in dem die fürsorglichen, spielerischen, kreativen Seiten vernachlässigt würden. Weil Männer nicht wahrnehmen, was sie fühlen, seien sie auch nicht sicher was sie wollten und könnten vor allem auch nicht sensibel für die Gefühle anderer sein.

Den zweiten Problembereich, so weiter mit Hollstein, bilde die *Homophobie*, die Angst vor der Nähe zu Männern; eine Erklärung auch für Aversion und Aggressivität vieler Männer gegenüber Homosexuellen. Die Furcht davor, als weiblich, weich und damit schwul zu gelten, fördere autoritäres, dogmatisches, rigides und intolerantes Verhalten. Die traditionellen Gradmesser männlichen Selbstwertes aber, Konkurrenzbehauptung, Machterwerb und Dominanz führten drittens dazu, daß Männer Situationen und Menschen beherrschen wollen. Viertens verhindere gehemmtes sexuelles und affektives Verhalten – basierend wiederum auf der Angst, „weibliche“ Seiten zuzulassen – Gefühle, Sinnlichkeit und Intimität in der Beziehung zu anderen Menschen. Männliche Sexualität werde so von Zärtlichkeit und Emotionalität abgespalten und unter dem Diktat von Leistungsdenken und Dominanzwünschen praktiziert.

Fünftens bringe es die bei Männern häufig anzutreffende *Sucht nach Leistung und Erfolg* (sie dienen der Bestätigung der Männlichkeit) mit sich, daß sie kaum in der Lage seien, Zeit und Energie für Entspannung, Vergnügen, Spaß und Freizeit aufzubringen. Eine Vielzahl empirischer Untersuchungen belegten, daß Männer ihr Selbstwertgefühl ebenso wie ihr Erleben von Glück und Sinn des Lebens nur aus ihrer Arbeit und deren Gratifikationen zögen. Ein sechster und letzter Risikobereich sei die unsorgsame Gesundheitspflege. Da die Sorge um das eigene leibliche Wohl als weiblich abgetan oder gar verachtet würde, entspannten sich Männer unzureichend, betätigten sich zu wenig physisch, gingen selten oder zu spät zum Arzt und mißachteten körperliche Warnsignale.

Woher aber rührt dieses Krankheitsbild eines leistungs- und konkurrenzbesessenen, gefühlskalten verklemmten „Workaholic“, eines im letzten „machtlosen“ Mannes, der seine eigenen Identitätsschwächen und Unsicherheiten mit Gewalttätigkeiten, vor allem mit der Abwertung alles Weiblichen zu sichern sucht?

Zunächst einmal gibt es so etwas wie ein allgemein männliches Grundproblem: Die männliche Identitätsbildung ist problematisch, problematischer als die weibliche. Und das wird zuerst einmal immer so bleiben, solange „Frauen Männer gebären, sich XY im Schoß von XX entwickelt“, schreibt die französische Sozialforscherin *Elisabeth Badinter* in ihrem Buch zur männlichen Identität, betitelt mit eben jener Kombination der Geschlechtschromosomen des Mannes, „XY“ (Piper, München – Zürich 1992). Ihre These: Die männliche Identität ist immer eine eher negative denn eine positive. Denn während sich das Mädchen in seiner Entwicklung mit der Mutter identifizieren kann, muß sich der Knabe von der früh als „anders“ erfahrenen Mutter – schmerzhaft – lösen, um eine eigene Geschlechtsidentität zu entwickeln. Männlichkeit bleibe immer „Artefakt“, die Frau sei, der Mann müsse gemacht werden. Lebenslang jedoch bleibt der Mann durch den Wunsch nach Regression in Passivität und Ohnmacht des Neugeborenen gefährdet. Traditionelle Männlichkeit sucht diese permanente Bedrohung mit dem Zwang zur Aktivität und der Abwehr und Entwertung des Weiblichen zu kompensieren.

Die Folgen dieser brüchigen Identität, des Defizits an innerer Souveränität: Sehr früh begannen Jungen sich eben auf äußerliche Leistungs- und Erfolgsziele zu fixieren. Empirische Studien hätten gezeigt, so Hollstein (Kampf der Geschlechter, S. 90), daß bereits achtjährige Jungen das männliche Credo verinnerlicht hätten, daß persönliches Glück und Sicherheit von harter Arbeit, Leistung und Erfolg abhängig sind. Die „Härtdressur“, der Jungen ausgesetzt sind, die gesellschaftliche Normierung auf Leistungs- und Statusdenken leistet ein übriges. Trotz aller Benachteiligungen, denen Mädchen im Lauf ihres Sozialisationsprozesses begegneten, könnten sie doch anders als ihre männlichen Altersgenossen in der Einheit von Fühlen und Lernen aufwachsen.

Die vaterlose Gesellschaft

Die in jedem Fall für den kleinen Jungen aller Zeiten und Gesellschaften „traumatisch“ erlebte Trennung von der Mutter – bei diesem Befund setzen die meisten Männerbücher an – ist für den in der modernen Zivilisation Heranwachsenden aber noch einmal ein besonderes Problem. Denn zum einen hat die moderne Industriegesellschaft dem Knaben den Vater genommen. Viele Jungen finden im meist abwesenden Vater kein Identifikationsmodell mehr, die Orientierung am Vater bleibt abstrakt. Da das Erziehungsmonopol bei der Mutter liegt, wird diese übermächtig, ihre Liebe überwältigend. Zum anderen bietet die moderne Ge-

sellschaft dem Jungen nicht mehr jene *Initiationsriten*, deren zentrale Funktion für die Loslösung des Jungen aus der liebevollen Umklammerung der Mutter hin zu einer stabilen Geschlechtsidentität von der Kultursoziologie ausführlichst analysiert und beschrieben wurde.

Mit der eingängigen Formel „Abwesende Väter – verlorene Söhne“ betitelt ist das Buch des kanadischen Psychotherapeuten *Guy Corneau*, in dem er die These von der im „Schweigen der Väter“ begründeten brüchigen Geschlechtsidentität vieler Männer entfaltet (Walter, Solothurn – Düsseldorf 1993). Auf einer fiktiven Bühne läßt er die verschiedenen „verlorenen Söhne“ auftreten: Männer, die ihm in seiner psychotherapeutischen Praxis begegnet sind, Männer mit Mütterkomplexen, die die psychischen Löcher, die von der inadäquaten Beziehung zu ihren Vätern zurückgeblieben sind, mit gefährlichen Phantasien über Männlichkeit aufgefüllt hätten. Unter diesen ist der „Held“, ehrgeizig, dynamisch, für alles verantwortlich, der Leitende in allen Versammlungen, herzlich, jovial und – unbeliebt; der „gute Junge“, der sein ganzes Leben lang alles vermeidet, „was seine Mutter zum Weinen bringen könnte“; der „ewige Jüngling“, der im nicht endenden Tagtraum an die ihm noch offenstehenden Möglichkeiten an seinem Leben vorbeilebt. Weitere Auftritte haben noch: Narziß und Rebell, der Verzweifelte, der Verführer und der Feminist, der aus Angst vor den Frauen, pflichtschuldig Simone de Beauvoir studiert.

Wilfried Wieck hat mit „Väter wollen Söhne. Wider die weibliche Umklammerung“, die These seines bereits 1987 erschienenen Bestsellers „Männer lassen lieben“ aufgewärmt und ausgebaut (Hoffmann und Campe, Hamburg, 1992): Viele Männer wollten von Frauen geliebt werden, ohne diese jedoch selbst zu lieben, ja überhaupt lieben zu können. Die Frauen ihrerseits reagierten darauf mit einer Liebe, die die Auseinandersetzung mit den Männern scheut, sich sogar oftmals nicht einmal Gewalttätigkeiten entziehen könne, in jedem Fall aber auf die männliche „Gegenleistung“ verzichte. Liebe degeneriere so zur „Verwöhnung“. Vor allem aber setzt der im Patriarchat gefangene Erziehungsprozeß einen unheilvollen Zirkel frei, leisten die verwöhnenden Mütter der nachfolgenden Frauengeneration einen Bärenienst: Denn der Sohn will ebenso verwöhnt werden wie der Vater, zuerst von der Mutter, dann von der Frau.

Ihm bleibe gar nichts anderes übrig, als die ihm angebotene, ihm zugeschriebene Identität aufzunehmen – eine Männerrolle, die darin bestehe, sich eng an Frauen anzubinden und sich alle möglichen Dienstleistungen von der Mutter zukommen zu lassen. Damit ist die Verwirrung des Knaben perfekt: Da er nicht werden dürfe wie die Mutter, komme es zu einer unvollständigen, in gewissem Sinne mißlungenen Identität. Dagegen wäre für eine lebensstaugliche Identität die Identifikation mit dem Vater und anderen Männern notwendig, „die bereits stärkere, lebensfreundlichere und weiblichere Werte angenommen haben“. Die Distanz zum Vater dagegen aber bewirkt eben die gefährliche Verwöhnung des Soh-

nes, die dazu führe, daß der Sohn Kind bleiben will, daß er nicht lernt, für sich verantwortlich zu sein, in die Welt hinauszugehen und zu expandieren.

Möglichkeiten der Heilung des „verletzten Vaters“ im Herzen der Söhne, der im Therapiealltag vielfach anzutreffenden Empfindungen von Wut und Feindschaft zwischen Vater und Sohn sucht auch der Harvard Dozent und Psychotherapeut *Samuel Osherson* in seinem zuerst aus einem Tagebuch entstandenen Buch „Männer entdecken ihre Väter“ aufzuzeigen, (auch als Taschenbuch in der Reihe Herder-Spektrum, Freiburg – Basel – Wien 1993). Ein erster wichtiger Schritt hierbei sei, die vielfältigen Verletzungen des realen Vaters zu erkennen und zu verstehen: das Gefühl der Väter der 50er und 60er Jahre, ihres Platzes im Leben des Sohnes beraubt zu sein sowie deren Eifersucht auf den Sohn angesichts der eigenen begrenzten Möglichkeiten in der Familie. Der Heilungsprozeß dürfe aber nicht nur auf die Erforschung der Vergangenheit abzielen. Es sei heute die Aufgabe aller Männer, „den auf männliche Weise Nährenden und Sorgenden in uns zu erforschen, ein starkes männliches Selbstempfinden als Vater in Beziehung zur Frau, zu Kindern und Gleichgestellten zu erproben und zu entwickeln“ (245).

In der Beschworung des „neuen Vater“ bestehe die Gefahr erneuter Verzerrung, gibt der Gruppenanalytiker *Holger Brandes* in seinem aus der Beobachtung einer konkreten Männertherapiegruppe entstandenen Buch zu bedenken (mit dem ironischen Titel „Ein schwacher Mann kriegt keine Frau“, Votum, Münster 1992): Indem die Psychoanalyse (und damit auch einige Männerforscher) die Mutter unreflektiert nur unter dem Aspekt der Abhängigkeit des Sohnes wahrnehme und ausschließlich dem Vater die Funktion zugewiesen werde, dem Sohn den Schritt in die Autonomie zu ermöglichen, werde das spezifische patriarchale Geschlechterverhältnis reproduziert. „Die Begegnung mit einer autonomen, sich selbst als Subjekt setzenden Mutter, die neben der Fürsorge für die Kinder noch eigene Pläne verfolgt (was in aller Regel ihre Berufstätigkeit und ökonomische Unabhängigkeit voraussetzt), würde dem Jungen zum einen den Wechsel auf die männliche Position erheblich erleichtern und ihn zum anderen von dem Zwang befreien, sich unter allen Umständen von allem fernhalten zu müssen, was mit Weiblichkeit assoziiert ist.“ (S. 61)

Fehlende Initiationsriten

Obwohl die besondere Betonung der Problematik fehlender Initiationsriten und deren drastische, ziemlich unappetitliche Beschreibungen aus dem Fundus der Kultursoziologie in kaum einem Männerbuch fehlen, widmet ihm ein bestimmter Teil der Männerliteratur – zugleich der ideologische Überbau eines „Flügels“ der amerikanischen Männerbewegung – besondere Aufmerksamkeit: die eher mythisch – mystisch – spirituelle, stark von Jungeschem Gedankengut inspi-

rierte Sektion. Deren Credo lautet vereinfacht: Der neue Mann ist nicht der schwächere, sondern der stärkere. Diese Stärke kann er jedoch nur erlangen, wenn er zu den uralten Mythen, zu den *Archetypen der Männlichkeit* zurückfindet, die tief in ihm schlummern beziehungsweise deren negative Schattenseiten ihr Unwesen mit ihm trieben.

Zu dieser Fraktion ist sicherlich *Robert Bly* zu rechnen, der eine männerbewegte Relecture des Grimmschen Märchens vom haarigen, im Sumpf verborgenen alten „Eisenhans“, dem „Wilden Mann“ unternommen hat („Eisenhans“, Kindler, München 1992). Als einen achtstufigen Initiationsprozeß – mit vielen Anleihen etwa bei den kultursoziologischen Studien *Mircea Eliades* – rekonstruiert Bly die Begegnung des kleinen Königssohns mit dem „Wilden Mann“, die den Prinzen ermächtigt, sich von seiner Mutter zu trennen, in Abenteuern seine eigene, zugleich gefährliche wie verlockende Wildheit, ursprüngliche Kraft, Kreativität und Energie, seine Männlichkeit, und damit zuletzt seine Königswürde zu entdecken und zu erobern. Nicht der „Softie“ der siebziger Jahre, so das Verdikt Blys, dürfe die Endstation der Männerbewegung sein. Der in Naivität und Passivität gefesselte heutige Mann soll „seine gesunde männliche Macht“, die „kraftvolle Energie, die im Männlichen liegt“, seine „Wildheit“ wiederfinden.

Eine „Bedienungsanleitung für die männliche Psyche“ lie-

Gemeindearbeit



Hanna Stützel
**Glauben
heißt handeln**
Herausforderung
der „Laien“
in Kirche
und Gesellschaft
pfeiffer



JOHANNES SPOLGEN
**GOTTESDIENSTE
OHNE
PRIESTER**
Ein Werkbuch für
sonntägliche Gemeinde feiern
pfeiffer

143 Seiten, Broschur
DM 26,- / öS 203,- / sFr. 26,50
ISBN 3-7904-0613-9

176 Seiten, Broschur
DM 26,- / öS 203,- / sFr. 26,50
ISBN 3-7904-0612-0

J. PFEIFFER VERLAG
Anzinger Straße 15 · 81671 München

fern die Psychotherapeuten und Mythologen *Robert Moore* und *Douglas Gillette* mit ihrem Buch „König, Krieger, Magier und Liebhaber“ (Kösel, München 1992). Das zentrale Element, das im Seelenleben vieler Männer fehle, sei nicht, wie viele Psychologen meinten, die ausreichende Fühlungnahme der inneren Weiblichkeit des Mannes. Den Männern, die sich in Psychotherapie begeben hätten, fehle vor allem „die ausreichende Verbindung zu ihren tiefen und instinktiven maskulinen Energien, zu den Grundmustern gereifter Männlichkeit“. Diese in der Tiefe der Seele verborgenen „Blaupausen für den gelassenen und positiv gereiften Mann“ sind die Archetypen des Königs, Kriegers, Magiers und Liebhabers. Das königliche Kraftpotential, das zugleich die drei anderen in sich integriere, erlaube es dem Mann, sich gelassen zu fühlen, mit innerer Autorität zu sprechen, sich selbst und andere „segnend“ zu bestätigen, aufrichtig für sich und andere sorgen zu können. Wer den richtigen Zugang zum Krieger gefunden hat, wird energisch, entschlossen, mutig und ausdauernd sein. Die Energie des Magiers schenkt die tiefe Einsicht in uns und andere, die des Liebhabers Empathie und eine gemüthafte Einstellung zum Leben, zu Arbeit und Leistung. Wie es sich für eine „Bedienungsanleitung“ gehört, fügen der Psychotherapeut und der Mythologe praktische Übungen an, die zu den Quellen maskuliner Kraft führen sollen.

Weibliche Psychologie, männliche Mythologie

Kritik üben einige der männerbewegten Autoren an der etablierten Psychologie. Für diese sei die männliche Psyche immer noch weithin ein dunkler Kontinent. Zwar waren deren prominenteste Vertreter meist Männer, die Klienten, deren Erfahrungen und Therapieverläufe für die Theoriebildung maßgeblich waren, aber meist Frauen.

Vor allem die Vernachlässigung der Vater-Sohn-Beziehung durch die Psychologie moniert beispielsweise der Psychoanalytiker *Loren E. Pederson*, („Das Weibliche im Mann. Die Wiederentdeckung der weiblichen Kräfte, die aus dem halben Mann einen ganzen Menschen machen. Eine Psychologie des Mannes“, Scherz, Bern – München – Wien 1991). Im Anschluß an eine detaillierte Kritik Freudscher Theorien und Prämissen, vor allem dessen Frauenfeindlichkeit postuliert er einen angemessenen Mythos für die Vater-Sohn-Beziehung, eine Neuinterpretation des Ödipus-Mythos. Für Pederson liegt der Schlüssel für ein besseres Verständnis männlichen Verhaltens und damit auch eines harmonischen Geschlechterverhältnisses im Jungschen Konzept der „Anima“: Jenen inneren weiblichen Bildern, die die unbewußte Persönlichkeit des Mannes, die Art und Weise seines Fühlens und Handelns formten.

„Großartige Vorstellungen und Aufgaben“ brauche der Mann, Vorstellungen die ihm die alten Mythen bereit hielten. Es sei Aufgabe des Vaters den Sohn zu diesen Mythen hinzuführen, schreibt der Züricher Psychotherapeut *Allan Guggenbühl*, („Männer, Mythen, Mächte. Was ist männliche

Identität, Kreuz, Stuttgart 1994). Die Kritik an der Mann-Vergessenheit der Psychologie steigert sich bei ihm gar zum Gegensatz: Die Seelensprache der Frau sei die Psychologie, die des Mannes die Mythologie. Die Psychologisierung des Mannes käme einer Kastration, einer Feminisierung gleich.

Zu Krieger, König und Wildem Mann gesellt der Jesuit *Patrick M. Arnold*, Prophet, Heiler und Pilger. In der allegorischen und spirituellen Lektüre der alten biblischen Geschichten und Mythen will er auf klassisch männliche Archetypen horchen. Die großen Männer des Alten Testaments sollen den spirituell verödeten Mann zu seiner verborgenen Männlichkeit und damit zu Gott zurückführen: Abraham, der Patriarch und Pilger; Mose, der Krieger und Magier; Elia, der Wilde Mann; Elischa, der Heiler und Jona der Schelm, („Männliche Spiritualität. Der Weg zur Stärke“, Kösel, München 1994). Angesichts der von ihm diagnostizierten weitgehenden Entfremdung des Mannes von Kirche, Christentum und Religion überhaupt sucht Arnold eine männliche Spiritualität zu artikulieren, die aus Zutaten bestehe wie „Kampfbereitschaft, Unabhängigkeit, Agonia, Verantwortlichkeit, Abstraktion und Revierverhalten in Form verschiedener psychischer Archetypen“. Denn kaum überbrückbar scheint ihm die Kluft zwischen Männlichkeit und traditioneller christlicher Spiritualität, da letztere durch und durch weiblich geprägt sei. Nicht durch weniger Männlichkeit sondern nur durch mehr Männlichkeit werde der Mann Gott wieder näher kommen können.

Der charismatische Franziskanerpater *Richard Rohr* veröffentlicht in seinem neuen Buch mit dem Titel die „Masken des Maskulinen“ seine Reden, die er unter anderem bei einem Deutschlandbesuch auf Seminaren und einem Evangelischen Kirchentag gehalten hat (Claudius, München 1993). Die deutsche Übersetzung von Rohrs „Wildem Mann“, erschienen 1986, dürfte gerade auch in kirchlichen Kreisen für viele der erste Kontakt mit Männerliteratur gewesen sein.)

Wie Arnold beklagt auch der Franziskaner Rohr *die fehlende Hilfe der Kirche* für den krisengeschüttelten Mann. Eine neue Spiritualität habe die Aufgabe, den Mann zu einer vergessenen Reise zu rüsten, müsse ihm überhaupt erst die Botschaft bringen, daß es eine solche Reise gibt: den Weg des „Helden“ durch Verwundung und Tod, Umkehr und Auferstehung, zu Wiederkehr. Für Christen sei diese Reise der in Christus sich offenbarende Weg zur Erleuchtung (73).

Der neue Mann – ohne Leitbilder

Schizophrenen, schreibt Hollstein, sei Männlichkeit in unserer Gesellschaft geworden (in einem vom Vorsitzenden des „Männerbüros“ Düsseldorf, Mathias Jung, herausgegebenen Band in der Reihe „rororo Mann“, dessen Beiträge bereits so etwas wie eine „praktische Bilanz“ dessen ziehen wollen, was sich in bezug auf die Veränderung männlichen Bewußtseins und Alltags ergeben hat, Rowohlt, Hamburg, 1992, S. 32). Die traditionelle Männlichkeit ist erschüttert; gleich-

zeitig aber würden normativ die herkömmlichen Eigenschaften von Durchsetzungsvermögen, Konkurrenzkampf, Erfolgsstreben, Ehrgeiz, Härte u. a. gegenüber Knaben und Männern aufrechterhalten. Es werde zwar der „neue Mann“ gefordert, der möglichst freiwillig auf seine angestammte Macht verzichten solle. Auf den Titelseiten der Nachrichtenmagazine und Illustrierten prange aber weiterhin der Aufsichtsratsvorsitzende, der Spitzenpolitiker, der Popstar, der Tennischampion und nicht der teilzeit-arbeitende Vater oder Hausmann.

Dem „neuen“ Mann fehlen noch die Leit- und Vorbilder – nicht der Softie soll es sein, darin ist „mann“ sich einig, aber auch gegenüber den Kriegern und Wilden Männer regt sich – trotz der vielen gegenteiligen Beteuerung der sie Propagierenden – berechtigter Zweifel, ob da nicht alte patriarchale Männerherrlichkeit fröhliche Urständ feiert (bis hin zur Verdächtigung Wiecks, der bei Bly alle Initiativen der letzten Jahre diskriminiert sieht, das männliche Image etwas weni-

ger gewalttätig zu gestalten). Ist der neue, der „versöhnte Mann“ Badinters, „der Mann, der seinen Vater gefunden und seine Mutter wiedergefunden hat, das heißt der Mann, der zum Mann geworden ist, ohne das weibliche Mütterliche in sich zu verletzen“?

Aber noch ist es beispielsweise in Deutschland gar nicht zu einer breiteren, den USA vergleichbaren Männerbewegung gekommen, die sich gemeinsam um neue Leitbilder, gar eine Definition neuer Männlichkeit, bemühen könnte. Eine solche sucht man in der gegenwärtigen Literatur mehr oder minder vergeblich. Wird die Reflexion unbestreitbar krisenhafter Männlichkeit aber erst einmal – und hoffentlich – auf breiterer Basis betrieben, werden wohl auch manche Übertreibungen, banale Generalisierungen (über *den* Mann), die Fortschreibung alter (männlicher) Klischees ebenso wie das gelegentlich allzu mystische Raunen verschwinden, das die Lektüre mancher der angebotenen Männerbücher mitunter etwas anstrengend macht.

Alexander Foitzik

Kitsch oder Kunst?

Romane beschäftigen sich mit der Gestalt Jesu

Die Gestalt Jesu von Nazareth ist kein exklusiver Besitz von kirchlicher Verkündigung und Theologie. Zur Wirkungsgeschichte Jesu gehören auch literarische Versuche, sich aus unterschiedlicher weltanschaulicher Perspektive und mit unterschiedlichen Stilmitteln mit dem Mann aus Nazareth auseinanderzusetzen. In den letzten Jahren ist eine ganze Reihe neuer Jesus-Romane erschienen; der Theologe und Germanist Georg Langenhorst stellt sie im folgenden Beitrag vor.

Überblickt man den literarischen Büchermarkt der letzten Jahre, so fällt ein überraschendes Ergebnis ins Auge: Schriftsteller und Schriftstellerinnen unserer Tage entdecken die Gestalt Jesu von Nazareth neu, und kaum einer der großen deutschen Verlage läßt die Chance verstreichen, einen derartigen Jesusroman in sein aktuelles Programm aufzunehmen.

Was für ein Angebot: Hier eine futuristische „Operation Jesus“ (J. J. Benitez, Bern/München/Wien 1993), dort ein Bestseller mit dem Titel „Ein Mensch namens Jesus“ (Gerald Messadié, Berlin 1991), hier eine „Christusnovelle“ (Patrick Roth, Riverside, Frankfurt 1991), dort gleich direkt das „Evangelium nach Jesus Christus“ (José Saramago, Reinbek 1993), hier „Das fünfte Evangelium“ (Philipp Vandenberg, Bergisch Gladbach 1993), dort gar ein Bericht von „Golgatha live“ (Gore Vidal, Hamburg 1993). Wenn es je ein „Jahr der Jesusromane“ gegeben hat, so war es das zurückliegende Jahr 1993. Und ein Ende dieser wahren Flut von Jesusromanen ist nicht abzusehen. Mit Recht also kann man von einer erstaunlichen Renaissance, einer wahrhaftigen Wiederentdeckung von Jesus als literarischer Figur sprechen.

Jesus als vielfach bezeugte, immer wieder neu gestaltete Romanfigur? Ein ganze Bündel von Rückfragen drängt sich geradezu auf: Wie kommt es zu einer solchen Renaissance der Jesus-Romane? Was ist Ziel und Absicht dieser Werke? Und dann: Welche literarischen Techniken verwenden die Autoren und Autorinnen? Können diese Romane literarisch überzeugen, ist Jesus überhaupt ästhetisierbar? Können sie aber auch – zumindest im Grundansatz – theologisch überzeugen, scheint in diesem literarisch dargestellten Jesus etwas auf von dem Jesus, den uns die neutestamentlichen Quellen bezeugen? Oder aber sind diese Bücher nur auf Auflagenzahlen spekulierende Fast-Food-Produktionen, angehängt an die momentane Jesus-Welle, die von der Qumrandebatte ausgelöst wurde?

Zunächst aber eine kurze Vorüberlegung: Was ist das überhaupt, ein Jesus-Roman? Ein Jesus-Roman – so eine knappe Arbeitsdefinition – versucht, Jesus *in seiner Zeit* literarisch darzustellen, spiegelt also als historischer Roman schon fast 2000 Jahre lang zurückliegende Ereignisse. Diese Gattung des Jesusromans hatte bereits in den fünfziger Jahren ihren eigentlichen Höhepunkt erlebt. Seinerzeit hatte sie mit inter-